

Oskar Köhler

Peter Lippert

Es ist erstaunlich, wer alles in der Gesellschaft Jesu Platz hatte (und gottlob noch immer hat). Dies kann einem aufgehen, wenn er sich dem im ersten Drittel unseres Jahrhunderts hierzulande hochangesehenen Jesuiten Peter Lippert zuwendet und zurückblickt auf die Jesuiten Franz Xaver und Friedrich Spee¹. Der Dichter der „Trutznachtigall“ ist rund ein Jahrhundert (1635) nach Franz Xaver gestorben, der am Ende dieser Reihe stehende Jesuit Peter Lippert fast auf das Jahr genau dreihundert Jahre (1936) nach dem Lyriker. Diese drei Männer sind getrennt durch einen epochalen Gang der Geschichte, und der jüngste von ihnen gehört schon in die Zeit der Krise des europäischen Individualismus. Zugleich sind sie höchst unterschiedliche Charaktere. Wenn es auch gewisse Parallelen gibt zwischen Spee und Lippert (die literarische Begabung, die leidenschaftliche Hingabe an die Einzelseelsorge), so ist, Franz Xaver dazugenommen, das Tertium im Vergleich der drei Individualisten die Zugehörigkeit zur Societas Jesu. Allerdings: Der Asienmissionar hatte keine Probleme mit seinem Orden, ausgenommen jene, denen er als Oberer begegnete, während Friedrich Spee und Peter Lippert (der freilich anders als der Verfasser der „Cautio criminalis“ 1916 zur Profess zugelassen wurde) ihren Kummer mit der Societas hatten, der sie dennoch leidenschaftlich anhängen.

Nun ist die Geschichte des umfangreichen Werks von P. Lippert² gelaufen, wie es recht häufig geschieht: Es hat seine Zeit und wird dann eine Sache von Spezialisten. Die dreißig Briefe „Von Seele zu Seele“ (mit Ausnahme des letzten zuerst einzeln in der von Alois Wurm herausgegeben Zeitschrift „Seele“) erschienen seit 1924 von Auflage zu Auflage; mit der 42. im Jahr 1959, welche die stolze Zahl 112 000 verzeichnet, war es zu Ende. „Aus dem Engadin. Briefe zum Frohmachen“ (1929) erreichte 1949 eine dritte Auflage, der 1936 erschienene Versuch, eine neue geistliche Gemeinschaft zu finden („Einsam und gemeinsam“), im Jahr 1959 eine siebente. Während diese Schriften in den 60er Jahren ihre Nachfrage verloren, nachdem die Verlage schon vorher ihre Mühen mit neuen Auflagen hatten, ist Lipperts Buch „Der Mensch Job redet mit Gott“ (1934) auch in diesem Zusammenhang „außerordentlich“: Es kam nach mehr als 40 Jahren (1976) noch einmal in den Buchhandel.

Nun läßt sich schwerlich mit Alois Wurm sagen, manche Schriften Lipperts würden einmal ebenso der deutschen Literaturgeschichte angehören, wie die des Franz von Sales der französischen. Aber inmitten der Flut uns manchmal gar zu

„süß“ klingender Gottseligkeit tun sich Abgründe des Glaubens auf³, die zu beachten deshalb hilfreich sein kann, weil in der Gegenwart die Neigung besteht, diese Abgründe mit verbindlichen Formeln zuzudecken. Es könnte sein, daß der vergessene Peter Lippert heute wieder wie im Jahr 1925 Anstoß erregt, als ihn nach der Innsbrucker Tagung des Katholischen Akademikerverbands der Schriftsteller Gottfried Hasenkamp heftig angriff, weil ihm dieser Jesuit die Bildung eines frontal geschlossenen Katholizismus zu stören schien⁴.

Wie immer freilich ist auch hier das „*Historia docet*“ nicht in einer Art Tauschhandel zu beziehen. Wer sich die Adressaten der Briefe „Von Seele zu Seele“ vergegenwärtigt, muß sich fragen: Ja, wo gibt es denn heute noch solche Menschen? Ein Pfarrer, der in diesem Buch liest, um Belehrung in der Pastoral zu suchen, wird mit dem Seufzer schließen: *Tempi passati*. Und doch kann einer von Lippert gerade angesichts dieser Differenz nicht nur vor die bedrückende Frage gestellt werden, wie es denn zu diesem Verlust an Gläubigkeit in so kurzer Zeit gekommen ist, sondern auch vor die Herausforderung, die Rede von der „neuen Evangelisierung“ nicht gar zu geläufig werden zu lassen.

Die Last der unentbehrlichen Kirche

In dem Buch „*Credo*“, der frühesten größeren Publikation Lipperts (aus sechs Teilen 1916/23 erschienen), werden zwar die Sakramente in einer auf Verinnerlichung bedachten Sprache dargestellt. Die Kirche aber als solche taucht nicht auf. Jene Briefe in der Sammlung „Von Seele zu Seele“, die an den „Sehr verehrten Herrn Doktor“ gerichtet sind, kommen mehrfach auf das Thema „Kirche“, wobei nie genau zu wissen ist, ob hier von Problemen des intellektuellen Briefpartners die Rede ist oder von denen des geistlichen Korrespondenten. Der Adressat ist ein sich mehr allgemein religiös fühlender Mensch, der sich kritisch fragt, ob er ein Christ sei. Etwas überraschend wird ihm entgegengehalten, der Glaube an die Kirche und ihr Recht, der Wille, ihr unbeirrbar anzugehören, ihren Lehren und Forderungen sich zu beugen, sei doch stark in ihm – woraus dann gefolgert wird: „Der Glaube an die Kirche ist aber doch auch Glaube an Christus.“ Es handelt sich also wohl um jene Art von Kirchlichkeit der damaligen Jahrzehnte, an der ein Intellektueller trotz seiner Glaubenszweifel festhält, weil er in ihr aufgewachsen ist. Doch so ohne weiteres identifiziert dann Lippert den Christenglauben doch nicht mit dem Kirchenglauben, denn er fügt hinzu, diese Anhänglichkeit an die Kirche erlaube es ihm noch nicht, „in unmittelbarer gläubiger Intuition die Schleier zu durchschauen, welche die Gestalt der Kirche verhüllen“, bei seiner sonntäglichen Teilnahme an der heiligen Messe gehe ihm „die tiefere Erfassung der Eucharistie“ noch nicht auf (179–181). Der Akzent liegt wie beim „*Credo*“ auf den Sakramenten.

In einem Folgebrief wird diesem Intellektuellen geraten, nicht zu ängstlich gegenüber eigenen Anschauungen zu sein, wenn sie nur „Platz haben in dem Raum, den die lehramtlichen Kundgebungen der Kirche und überhaupt das Gesamtbewußtsein katholischen Denkens gelassen haben. Und dieser Raum ist sehr weit und frei“ (193). Dann aber fühlt sich der geistliche Berater selbst als „Leidensgenosse“ seines Partners, „unter dem gleichen ungeheueren Schicksal, das auf so vielen heutigen Katholiken lastet: unsere Kirche“. Er schreibt von den „zahllosen Satzungen, Dekreten, Zensuren, Drohungen, Verurteilungen, die uns einschnüren...“, als würde uns die Luft zum geistigen Atemholen verkümmert“. Und doch: Die Kirche war es, welche den Namen Gottes „auf alle Wände Ihres Lebens geschrieben hat“, der also die Überlieferung des Glaubens zu danken ist. Zwar war vorauszusehen, daß die „übermenschliche Gewalt“ des Petrus auch in „unerhörte Tyrannei und Anarchie“ führen könne – aber „nun ist es doch so gut gegangen, daß wir auf das Papsttum im Ganzen noch stolz sein können“ (227, 229). Dies ist der Nachhall einer nicht mehr so ganz vertretenen Apologetik.

Zu dieser Zeit war zwar die „Modernismus“-Krise unter Papst Pius X. (1903 bis 1914), welche nach dem Gewährsmann Josef Kreitmaier der Student der Theologie der Ordensschule Valckenburg (1906–1910) dank seiner stillen Klugheit „heil“ überstanden hat⁵, noch keineswegs völlig durchgestanden, aber etwas abgeflaut. Doch Peter Lippert geriet 1928 in Schwierigkeiten mit der Ordenszensur, die kaum nur auf seinen ungewöhnlichen literarischen Stil zurückzuführen waren; er wurde im Winter 1929 für ein halbes Jahr ins Bellarmin-Kolleg nach Rom abgeordnet. In welcher geistigen Verfassung sich Peter Lippert damals befand, bekunden die ersten Worte „Aus dem Engadin“ (1929): „Als mein Zug in St. Moritz einlief, war es in mir wie ein Fieber der Erwartung, so, als sollte ich nun eine weltgeschichtliche Stätte betreten... Und erst Sils Maria!“ Der Geist Friedrich Nietzsches schwebte, wenn nicht über ihm, so doch um ihn. Und dazu dann das Pendant: „Es war ähnlich..., als ich vor Jahren zum erstenmal dem Petersdom in Rom mich nahte.“ Nun wieder in Rom, arbeitete er an seinem 1931 erschienenen Buch „Die Kirche Christi“. J. Kreitmaier hat in dankenswerter Offenheit über die Qualen des Autors berichtet, der ihm schrieb: „Auf keines meiner Bücher habe ich noch soviel schwere Arbeit verwendet; darum wird es wohl mein dickstes und schlechtestes Buch.“ Die im Grund nur scheinbare Differenz im Urteil über das Buch zwischen Kreitmaier und einem ungenannten Professor der Gregoriana in Rom charakterisiert das Unternehmen: Lipperts Redaktionskollege in den „Stimmen der Zeit“ hatte ganz recht, wenn er das Buch nicht zu den „ureigensten Schöpfungen“ Lipperts zählen wollte – und der Gregoriana-Professor meinte das gleiche, wenn er im ersten Drittel des Buchs die „Einzelpersönlichkeit und ihr Verhältnis zu Gott“ entdeckte, aber in den weiteren Teilen nicht mehr. Aber ob das wirklich am „Stoff“ lag, wie er meinte, oder daran, daß es eben jetzt um die Kirche als Institution ging?⁶

Der Traum vom „runden Tisch“

Wenn man entdecken will, welche Kirche sich Lippert ersehnte, dann muß man in dem ihn auch ganz persönlich charakterisierenden Buch „Einsam und gemeinsam“ lesen (1936, im Jahr seines Todes erschienen). Im Vorwort heißt es, es sei an „eine unsichtbare Gemeinde“ gerichtet, an „religiös geformte Menschen“, die sich „rund um einen gemeinsamen Tisch“ zusammenfinden (V f.). Nun meint der Jesuit damit gewiß nicht die Großkirche; auch hat man daran zu denken, daß er immer wieder klagte, in seinem Orden nicht so recht zu Hause zu sein, und so heißt es denn auch am Ende dieses Buchs, er wolle nicht einmal „den Vielen eines Ordens“⁷ eine solche Gemeinsamkeit zumuten (232). Was er sich vom „runden Tisch“ erträumte, ist jedoch ein Gegenbild zu dem, was er in der Kirche als ungehörigen Zwang erlebte – oder das Inbild dessen, was Kirche in Wahrheit sein soll. In der „Gemeinsamkeit“ von „Einsamen“, von Individualisten, soll gelten: „Wir wollen uns gegenseitig nicht einmal zu einer Wahrheit zwingen oder bekehren oder bereden, weder mit Worten noch mit liebender Erpressung“ (218). Nun hat Lippert niemals die Notwendigkeit des kirchlichen Lehramts auch nur angetastet; er beklagte aber, daß auch nicht jenes Maß von Respekt vor der Wahrheit des einzelnen praktiziert wird, welches im Rahmen der identitätswahrenden Einheit möglich ist.

Gewiß gehört es zur Eingelassenheit der Kirche in die Geschichte, daß sie auch als „Masse“ erscheint. Aber diese folgt, wo immer sie auftritt, ihren psychischen Gesetzen, wenn es auch von „der Sache selbst“ her einen wesentlichen Unterschied ausmacht, ob es sich um ein Fußballmatch oder um eine kirchliche Großveranstaltung handelt. Doch diese Differenz ist um so deutlicher, je mehr die Kirche in einzelnen und mit einzelnen lebt, nicht eine Formation im gleichen Schritt und Tritt sein soll. Da heute wirkliches Christsein nur von „Einsamen“ in der Gesellschaft gelebt, der Glaube aber nur als Mitglaube geglaubt werden kann, enthält dieses Buch Lipperts einen durchaus aktuellen Hinweis, so wenig seine individuellen Bedingtheiten, zu denen auch eine gewisse elitäre Arroganz gegenüber der „Masse“ gehört, übersehen werden können. Was immer auch kirchliche Großveranstaltungen bedeuten, es geht im Grund um Gemeinden, die nicht an der Kirchentür aufhören.

Zwei Jahre vor „Einsam und gemeinsam“ ist das Buch „Der Mensch Job redet mit Gott“ (1934) erschienen. Es ist in der Tat ein „schreckliches“ Buch (J. Kreitmaier). Denn die Anklagen dieses Job post Christum natum gegen Gott wegen seines „halb mißratenen Schöpfungsversuchs“ (31), der dann auch nicht vom Sohn geheilt wurde – denn „Dein Sohn ist sichtbar geworden, und er ist immer noch so unbegreiflich wie Du“ (210) –, klingen lauter als alles, was dann doch zur Verherrlichung Gottes gesagt werden kann, weil eben die Liebe leiser spricht. Wenn es nun vor diesem Forum zwischen dem Ankläger „Mensch“ und

dem Angeklagten „Gott“ um die Kirche geht, dann werden all die gängigen Beschwerden über die „Amtskirche“ banal. Die Kirche ist hier „ebenso dunkel wie Deine Welt“ (98). Dies sei ein „Beweis“ dafür, daß sie von Gott ist, heißt es – aber dieser „Beweis“ ist höchst problematisch. Denn hatte Gott nicht dem Elias gesagt, er sei nicht im Sturmwind, sondern im leisen Wehen? Doch „sie haben Feuer entbrennen lassen auf den Plätzen der gottesfürchtigsten Städte, und in den Feuern haben sie alle Andersdenkenden verbrannt“ (141). Gewiß muß es das Gesetz geben, diese „heilige Notwendigkeit“, auch das Gesetz von außen als formende Kraft. Doch dann kommt es dazu, daß die Gesetze die Menschen „wie an einem Gängelband“ laufen lassen. Was das Schlimmste ist: „Diese starren und hölzern gewordenen Einrichtungen des Gesetzes werden als Gottes Wille ausgegeben“ (137).

Alle diese Job-Anklagen wollen in Liebeserklärungen münden. Doch es gibt Schmerzlicheres als die „Dunkelheit des Glaubens“, es gibt auch „eine Dunkelheit der Liebe, und sie ist die bitterste der Bitterkeiten“. So steht es 1924 in einem Brief an ein „Kind der Gnade“, das solchen Liebesleids gewürdigt werde⁸. Doch zehn Jahre später, im Job-Buch, scheint Lippert in der Kirche keinen Sinn mehr für dieses Geheimnis zu finden. „Es gibt Menschen, die alles wissen, die auch Deine großen Gedanken und Ratschlüsse durchdringen und fein säuberlich sich zurechtlegen. Sie erklären alles und beweisen mir, daß es gerade so sein muß und so am besten ist, wie es ist. Aber ich mag sie nicht, diese Alles-Erklärer“ (174). Dies richtet sich zunächst gegen die Theodizee, diesen gut gemeinten, im Grund aber lästerlichen Versuch, Gott zu rechtfertigen. Doch gemeint ist auch ein Bild der Kirche, das in seiner Selbstsicherheit jene „bürgerlich verstandene Sicherheit“ spiegelt, welche die Kirche nicht bieten kann. „Im Gegenteil, die Kirche ist tatsächlich eine unermessliche Verwicklung und Erschwerung unseres Lebens“, sie ist „ein riesiger Block von Wirklichkeit, der in unser Dasein hereingeschoben ist“⁹. Da sind nicht mehr die Banalitäten der „Amtskirche“ gemeint.

Jenseits der „Leiden an der Kirche“

Die Reden über das „Leiden an der Kirche“ sind sehr alt, und Kirchenobere, welche diese heute als „Gerede“ tadeln, können dabei auch die Zustimmung jener finden, die keineswegs gestimmt sind, nun wieder zu singen: „Ein Haus voll Glorie schauet“. Die eschatologische Dimension aber, in welche Peter Lippert die Frage nach der Kirche stellt, läßt alle gewohnten Klagen unter sich. Der Jesuit beschäftigte sich nicht viel mit der Kirchengeschichte, er war besonders begabt als Mathematiker, was bei diesem Melancholiker zu beachten ist. Aber am Ende des Job-Buchs steht der bedrückende Satz über den Sohn des Schöpfers: „Es ist eigentlich nicht gut ausgegangen, was er seit der Aussendung seiner

Kirche unternommen hat“ (257). Könnte der Vater nicht endlich dem Treiben dieser Welt ein Ende setzen?

Außer dem Artikel über die Kirche fehlt in Lipperts „Credo“ von 1916/23 auch der Satz: „Und an das Leben der kommenden Welt.“ Ob die beiden Leerstellen einen Zusammenhang haben? Triumphale Töne lagen dem Melancholiker nicht. J. Kreitmaier meinte (67), Lipperts Gott sei der liebende gewesen, nicht der strafende. Doch kaum ein katholischer Schriftsteller des 20. Jahrhunderts hat vor Peter Lippert (nach ihm dann Reinhold Schneider im „Winter in Wien“) so eindringlich an die „Dunkelheit der Liebe“ Gottes erinnert wie er, der die Schreie der Kreaturen des gütigen Gottes gehört hat. Aus dem Jahr 1920 ist eine eigentümliche Notiz Lipperts überliefert: „Ja die Eschatologie! Kind, ich weiß nichts. Ich schwanke haltlos die ganze Stufenleiter auf und ab... trotzdem glaube ich fest an einen Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit – in Gott dem letzten wunderbaren Geheimnis.“¹⁰ „Apokatastasis ton panton“, der Glaube des Origenes, des großen Theologen der Ostkirche? Der Jesuit bezieht sich freilich nicht auf Origenes, aber er kann einem bei der Lektüre einfallen. Ob Lippert in dem Buch, das von der Vollendung handeln und den Titel tragen sollte: „Ein Fenster fängt zu wandern an“, und das nicht geschrieben worden ist, deutlicher hätte sprechen können? So „selbstverständlich“, wie J. Kreitmaier meint, war jedenfalls das „Dogma von der Hölle“ für Lippert kaum. Wenn das Fenster anfängt zu wandern, wenn also nicht die Perspektive des Standorts sich verändert, sondern sich ein neuer Ausblick öffnet, könnte dann nicht doch alles „gut ausgegangen“ sein, was der Herr mit der Aussendung seiner Kirche unternommen hat?

Peter Lippert sah das Reich Gottes nicht heranwachsen in spektakulären Ereignissen, sondern dort, wo es kein Apologet und kein harmonisierender Kirchenhistoriker ausmachen kann. In dem nach der inneren Gestalt der Kirche ausschauenden Buch „Einsam und gemeinsam“ steht das nachdenkliche Kapitel „Wer wird unsere Garben binden?“ (173–195). Wie wird verhindert, daß alles Bemühen umsonst ist oder an sich selbst verdirbt? Ein unvorstellbar starker Magnet ist es, der „alle unsere zahllosen Splitterchen an sich zieht“ – all das beiläufig Geglückte, das sich nicht als die „gute Tat“ präsentiert. Wer weiß, wie vielen Menschen Peter Lippert ganz ohne jede missionarische und apologetische Tendenz hat helfen können?

Dieser Mann mit einem geradezu bildhäßlichen Gesicht, der so vielen ganz unterschiedlichen Menschen ein geistlicher Berater gewesen ist, dieser Redner ohne rhetorische Begabung, der so viele Menschen zu fesseln wußte, ist nach früher Krankheit (seit 1929 deshalb immer wieder im Engadin, in Locarno, in Arosa, in Meran) am 18. Dezember 1936 im Alter von 57 Jahren in Locarno gestorben, begraben im Friedhof des „Missionsinstituts Bethlehem“ in Immensee (Kanton Schwyz), weitab von seinem Ordenshaus in München – ein Sonderling, gewiß, aber ein Jesuit mit Leib und Seele.

Eine Würdigung Peter Lipperts in der „Vossischen Zeitung“ vom 10. September 1933¹¹ enthält die Bemerkung: „Die ungewöhnliche Zucht dieses Ordens hat Lipperts Persönlichkeit nicht gebrochen, sondern gestärkt und vertieft.“ Das gleiche gilt für Friedrich Spee von Langenfeld, der in seinem an Gott selbst gerichteten „Weltschmerz“ („das heil ist weit noch hinten“) dem um drei Jahrhunderte späteren Ordensbruder so ähnlich ist. Bei Franz Xaver, diesem „Täter“, stellt sich das Verhältnis zwischen Orden und Individualismus eher umgekehrt dar. Dieser engste Freund des Ordensgründers Ignatius bedurfte beileibe nicht der Stärkung seines Willensdrangs, man kann eher sagen: Die noch so junge Societas Jesu hat dieses wilde Temperament ausgehalten.

Dieser andere Baske warnt freilich einen „Sympathisanten“ des Ordens (die „Insider“ brauchen solche Warnung kaum), sich die SJ als eine reine Provinz der Freiheit und Toleranz vorzustellen: Bedeutende Köpfe wie Spee und Lippert hatten gewiß ihren Kummer mit dem Orden; aber weil es diesem in der Regel nicht an Sinn für Qualität fehlte, konnte es zum Arrangement kommen (wenn auch manche Wunde blieb). Doch wer zählt die vielen unbekannt gebliebenen Patres, die getreu ihren Dienst taten und ihren Kummer geschluckt haben? Man muß sie sich alle vergegenwärtigen, wenn abseits von Apologetik und abseits von diskriminierenden Schlagworten in diesem Jubiläumsjahr etwas aufgehen soll von dem Abenteuer der Societas Jesu, das noch immer nicht zu Ende gelebt ist.

ANMERKUNGEN

¹ S. diese Zschr. 208 (1990) 385–400, 599–615.

² 31 Bücher und Kleinschriften; Aufsätze in der Zschr. „Seele“ (hrsg. v. A. Wurm) und in dieser Zschr. Bibliographie und Rezensionen bei J. Kreitmaier, P. Lippert (1939) 137–152.

³ O. Köhler, Homo patiens – Deus patiens. Ein Versuch, an Peter Lippert zu erinnern, in dieser Zschr. 197 (1979) 519–531. Auf diese Analyse wird ausdrücklich verwiesen, weil sie hier nicht wiederholt werden soll.

⁴ Erschreckend hatte es G. Hasenkamp empfunden, ausgerechnet diesen Priester „über den unbekannten Gott reden zu hören in den begriffserweichenden Lyrismen unserer Zeit... in der unterscheidungslosen, stimmungserweichenden Sprache einer glaubensmüde gewordenen Zeit“ (zit. bei J. Kreitmaier, a. a. O. 38).

⁵ Ebd. 20. Diese Biographie, die nach dem Gedenkbuch von A. Wurm (1937) „mehr das Äußerliche und vom Innern das leicht Faßbare“, „ohne Analyse der philosophisch-theologischen Anschauungen“ darstellen will (VI f.), ist der noble Versuch des Redaktionsmitglieds dieser Zschr., dem Kollegen Lippert (seit 1917 in der Redaktion) gerecht zu werden. Die Selbstzeugnisse und Erinnerungen „Peter Lippert zum Gedächtnis“, hrsg. v. A. Wurm, stellen ein bewegtes Echo dar. ⁶ J. Kreitmaier, a. a. O. 80–82.

⁷ Lipperts erste Schrift „Zur Psychologie des Jesuitenordens“ (1912) hatte auch in nichtkatholischen Kreisen Anklang gefunden. Seine „Briefe in ein Kloster“ (1932) aber waren wegen Lipperts Gedanken über den Gehorsam auf Kritik auch zweier Benediktineräbte gestoßen, was den Autor nicht überraschte: „Es war mir schon beim Schreiben des Buches ganz klar, daß kein Oberer ganz seelenruhig dabei bleibt“ (Brief an J. Kreitmaier, a. a. O. 83).

⁸ Von Seele zu Seele (1924) 264.

⁹ Artikel „Sicherungen?“, in dieser Zschr. 131 (1936) 154 ff.

¹⁰ Zit. bei A. Wurm, a. a. O. 103.

¹¹ Zit. bei J. Kreitmaier, a. a. O. 89